

GÜNTER WIRTH

Der andere Transformationsprozeß

Besichtigung von Autobiographien

Günter Wirth – Jg. 1929, Publizist. 1973-1990 Chefredakteur beziehungsweise Herausgeber der evangelischen Monatszeitschrift *STANDPUNKT*; 1985-1993 Honorarprofessor für Neue und Neuere Kirchengeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin; bis September 1990 Leiter der wissenschaftlichen Arbeitsgruppe des Vorsitzenden der DDR-CDU, Lothar de Maizière. Zuletzt in *UTOPIE kreativ*: Ausgeschlagene Chancen der Neuorientierung. Zwei Schriften aus dem Jahre 1948, Heft 183 (Januar 2006)

1 Die Jahrgänge der Zeitschrift »hochschule ost« bieten hierzu umfassendes Material.

Einleitung

Es wird in der Analyse des Transformationsprozesses ostdeutscher Intellektueller nach 1989¹ oft zu wenig berücksichtigt, daß die ältere Generation dieser Intellektuellen, die in den achtziger Jahren auf dem Höhepunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit stehen konnten, schon einmal einen Transformationsprozeß erlebt hatten, allerdings in einem Alter, für das – von wem auch immer: Helmut Kohl und Günter Gaus gelten als Konkurrenten im Urheberrecht – der Begriff von der »Gnade der späten Geburt« geprägt worden ist. Immerhin hatten die zwischen 1925 und 1929/30 Geborenen zumeist existentielle Erfahrungen (Kriegsdienst und -gefangenschaft, Luftwaffenhelfer, Volkssturm) sammeln können oder richtiger: müssen, die ihrem Menschen- und Weltbild ein bestimmtes Proprium verleihen konnten.

Wenn dies so richtig ist, dann ist es allerdings auch nicht verwunderlich, daß die in dem damaligen Transformationsprozeß, also zumal zwischen 1945 und 1948, 1948 und 1951, gewonnenen Einsichten – so oder so – eine gewisse Stabilität zu erreichen vermochten, und dies in doppelter Gestalt: Entweder waren diese Einsichten mit durchaus weltanschaulichem Charakter so geprägt, daß sie auf eine konsequente Parteinahme für die bürgerliche Demokratie, Zivilgesellschaft und autonome Wirtschaft zielten und dann in den meisten Fällen zum Exodus aus der SBZ oder dann aus der DDR führten, oder aber sie erhielten den Charakter einer (freilich nicht verordneten) Hinwendung zur antifaschistisch-demokratischen Ordnung in der SBZ/DDR, dies von vornherein mit der Tendenz zur Option für einen, für den Sozialismus. Ohne hier auf natürlich auch mögliche Nuancierungen sozusagen »dritter Wege« einzugehen, muß indes berücksichtigt werden, daß je innerhalb solcher konträr gegenüberstehender Pole von geistig-politischen Positionsbestimmungen weltanschauliche Differenzierungen auftreten konnten und tatsächlich auftraten. So sind unter den Anhängern der bürgerlichen Demokratie christliche, liberale, sozialdemokratische, (vom Marxismus-Leninismus abweichende) sozialistische, auch anarchistische, ja nihilistische Auffassungen vertreten, und was diejenigen betrifft, die sich zur antifaschistisch-demokratischen Ordnung bekannten, waren nicht nur parteiliche und parteimäßige Sozialisten festzumachen, sondern auch christliche und liberale Demokraten. Von Elementen des Opportunismus, die ebenfalls zu entdecken waren, soll und kann hier abgesehen werden, weil diese keine weltanschaulichen Qualitäten aufwiesen.

Da inzwischen manche autobiographische Arbeit aus dem jeweiligen Umfeld vorliegt und da auch in historiographischen Arbeiten, mindestens marginal, auf solche Aspekte eingegangen worden ist, können hierzu einige Anmerkungen gemacht werden; es ist sogar möglich, daß von hier aus manches Licht auf den Charakter des Transformationsprozesses nach 1989 fallen kann.

Eine erläuternde Bemerkung sei noch zu der von mir gemachten Periodisierung gemacht: 1945 bis 1948 – das bedeutet, daß (allerdings unter den Bedingungen einer repressiven Besatzungspolitik, die zu kontingenten Schicksalen führen konnte) eine gewisse Pluralität im geistigen und (sich in den Parlamenten auf den jeweiligen Ebenen spiegelnden) politischen Leben gegeben war. 1948 bis 1951 – das wiederum bedeutet, daß in diesem Zeitraum die »führende Rolle der Partei«, der demokratische Zentralismus und der zum weltanschaulichen Monopolismus strebende M-L immer konturierter wurden, dies zumal alsbald nach Gründung der DDR und – aufs wissenschaftliche Leben bezogen – mit der 2. Hochschulreform 1951.

Im folgenden soll es vor allem um die Erhellung der Positionsbestimmung von um 1945 jungen Intellektuellen gehen, die sich zum Christentum bekannten, sich der theologischen Wissenschaft zuwandten und auf je eigene Weise bereit waren, ihren Platz in der antifaschistisch-demokratischen Ordnung und dann in der sozialistischen Gesellschaft einzunehmen. Auf je eigene Weise – das hieß: in passiver Loyalität, in kritischer Identifizierung, in nonkonformistischer Haltung, aber auch in aktiver Mitgestaltung, freilich immer in Wahrnehmung eines eigenständigen wissenschaftlichen Ansatzes, ohne den eine schöpferische Arbeit nicht möglich gewesen wäre.

Um für diese Untersuchung einen gesamtgesellschaftlichen und einen umfassenderen hochschulpolitischen Hintergrund ins Blickfeld zu bekommen, soll wenigstens an zwei autobiographischen Veröffentlichungen gezeigt werden, wie von damals jungen Intellektuellen, die sich einer fortschrittlichen Option öffneten, dann doch gegensätzliche Wege beschritten worden sind. Ich denke an die Autobiographie von Gerhard Kaiser, der sich als parteiloser, sich dem Marxismus öffnender Schauspiel- und Germanistikstudent in Weimar und Ostberlin enttäuscht immer weiter von solcher Position entfernte, 1950 in die Bundesrepublik ging und dort einer der bedeutendsten Germanistikprofessoren wurde,² und ich denke zum anderen an die Erinnerungen von Fritz Klein, der sich unter eigenartigen familiären Bedingungen früh im traditionellen und intellektuellen Umfeld marxistisch geprägter Parteilichkeit fand und sich dort, auf eigenständige und allerdings durchaus widersprüchliche Weise, zu einem führenden Exponenten der DDR-Historiographie entwickelte³.

Es können hier nur skizzenhaft einige zentral wichtige Züge dieser biographischen Wege nachgezeichnet werden, wobei, um dies vorwegzunehmen, eine gemeinsame Ausgangsposition für beide insofern gegeben ist, als sie in deutschnationales Milieu hineingeboren wurden – Gerhard Kaiser, 1927 in ein »zwar antinazistisches, aber konservatives, deutschnationales Elternhaus auf dem Lande« (sein Vater war Volksschullehrer im Thüringischen und Reserveoffizier), Fritz Klein, 1924 als Sohn des Chefredakteurs der »Deutschen All-

2 Gerhard Kaiser: Rede, daß ich dich sehe. Ein Germanist als Zeitzeuge, Stuttgart/München 2000.

3 Fritz Klein: Drinnen und Draußen. Ein Historiker in der DDR, Frankfurt am Main 2000.

gemeinen Zeitung«, immerhin des »Zentralorgans« des nationalen konservativen Bürgertums, und dann (zusammen mit Paul Fechter) des Herausgebers der »Deutschen Zukunft«. Da Dr. Fritz Klein aber während einer Reserveübung und seine Frau an Tuberkulose früh verstarben, kam Fritz Klein (dies die eigenartigen familiären Bedingungen) in die Familie des in der NS-Zeit disziplinierten sozialdemokratischen Pädagogen Dr. Heinrich Deiters und damit nicht nur in eine Atmosphäre von Geborgenheit, sondern vor allem immenser intellektueller Anregung und politischer Interessiertheit (ganz zu schweigen von den wie selbstverständlichen Bekanntschaften, etwa mit dem früheren Kasseler Polizeipräsidenten Dr. Ferdinand Friedensburg, der ein Freund des ehemaligen Kasseler Studienrats Dr. Heinrich Deiters war, und 1946 sollten sich der Berliner CDU-Bürgermeister und der Pädagogikprofessor der Ostberliner Universität auch im Kulturbund treffen).

Neuanfang, Zweifel, Bruch: Gerhard Kaiser

Kaiser kam – als sozial so »Vorbelasteter« – nach dem Abitur an einer alten Weimarer Oberschule nicht zum Universitätsstudium; es gelang ihm aber, Student am neu gegründeten Weimarer Theaterinstitut, also Schüler des aus sowjetischer Emigration zurückgekehrten Maxim Vallentin zu werden, der, wie Kaiser schreibt, auch tolerant gegenüber jungen Leuten aus dem bürgerlichen Milieu war und der »keinen politischen Gesinnungsdruck« ausübte. Kaiser wurde sogar – schon nach einem Jahr – Assistent, er arbeitete an Büchern mit, in denen Maxim Vallentin und Otto Fritz Gaillard die Methode Stanislawskijs wissenschaftlich und aufs praktische bezogen erarbeiteten (u. a. an dem 1949 erschienenen »Vom Stegreif zum Stück«), und er schrieb in einer zeitweilig in Weimar erscheinenden Kulturbund-Zeitschrift »Schöpferische Gegenwart«. In diesem Umfeld löste sich Kaiser von den alten Auffassungen seines Vaters, dessen »Lernfähigkeit« ihn nach 1945 allerdings »zu einem überzeugten Liberalen« gemacht hatte, und er schien für den Marxismus »gewonnen« zu sein. »Er (der Marxismus, G. W.) gab mir ein geistiges Rüstzeug und Maßstäbe für eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, der nazistischen, aber auch der eigenen bürgerlich-konservativen.«

Hatte Kaiser als Oberschüler (aus dem Bücherschrank seines Vaters) die klassische und realistische Literatur in sich aufgesogen, so waren es jetzt marxistische Literatur und Literaturwissenschaft, zumal die Bücher von Georg Lukács, mit denen er sich auseinandersetzte. Sicherlich blieb Kaiser dennoch »eine seltsame Erscheinung«, gewissermaßen der »bildungsbürgerliche Primus« in Vallentins »souverän ausgewähltem buntem Gefolge«, so daß er, »wenn Besuch aus dem Westen kam«, bei Tisch hinzugezogen wurde, um »als Nachwuchsideologe der sozialistischen Dramaturgie (zu) glänzen, dessen progressives Bewußtsein im Begriff war, sein bürgerliches Sein hinter sich zu lassen und die Sensibilität und Emotionalität seiner Herkunft in den Sozialismus zu transformieren« (von mir hervorgehoben, G. W.) (S. 38 f.). Hier haben wir also den Schlüsselbegriff der Transformation für die Jahre nach 1945 aus dem Buch, dessen Untertitel lautet: »Ein Germanist als Zeitzeuge«.

Es war Kaiser alsbald deutlich geworden, daß er als Schauspieler keine Zukunft haben werde, so daß ihm Vallentin die Möglichkeit bot, sich mehr der Germanistik zuzuwenden – und das hieß unter den damaligen Weimarer Konstellationen: Gerhard Scholz, der als Nachfolger Hans Wahls Leiter des Goethe-Schiller-Archivs geworden war und gerade die Ausstellung fürs Goethe-Jahr vorbereitete.⁴ Wie auf eigene Weise von Vallentin, so war Kaiser auf andere Weise von Scholz beeindruckt, und was er über diesen seinen damaligen Lehrer schreibt, kann ich, zehn Jahre später Schüler von Scholz, so nur unterschreiben:

»Gerhard Scholz war von innen her, trotz einer gewissen Schüchternheit und fahrigen Undurchsichtigkeit, freundschaftlich und mitteilbar, auch wenn ihm die Parteidisziplin in vielem Schweigen gebot. Vallentin zog Fäden. Gerhard Scholz hingegen, ein genialischer Chaot, taumelte im Irrgarten der Parteistrategie und Personalpolitik herum. Er hatte vielerlei studiert und besaß ein großes, weit ausstrahlendes, aber unorganisiertes Wissen. Als Leiter eines weltberühmten Archivs war er völlig ungeeignet, weil unfähig zur Repräsentation. Seine öffentlichen Reden versandeten in mäandrierenden Satzgerinnenseln. Zu alledem litt er an einer qualvollen Schreibhemmung. Da ihm jegliche Zeitökonomie fehlte, wurde in seinem Dunstkreis fast Tag und Nacht – wenn auch mit relativ geringem Wirkungsgrad – gearbeitet, und es konnte schon einmal vorkommen, daß, weil sonst keine Zeit war, in gefährlichster Nähe zu den wertvollen Handschriften Goethes oder Schillers nebenbei gefrühstückt oder Kaffee getrunken wurde. Der Arbeitsstil eines Dauerpalavers erzeugte Erschöpfungszustände, und manchmal rang Gerhard Scholz, am Schreibtisch halb schlafend, tief in der Nacht mit Hilfe seiner Nachwuchsleute um Formulierungen, wobei aus der allgemeinen Dumpfheit zuweilen noch ein Geistesblitz sprang. Und plötzlich konnte es zu dem kommen, was man heute Brainstorming nennt und bewußt herbeizuführen sucht.

Überhaupt war Gerhard Scholz ein Mann der Einfälle. Er konnte nicht zusammenhängend lehren, weil er inhaltlich zwischen ideologischer Enge und Ausschweifung schwankte, formal keine Klarheit und Rangordnung der Mitteilungen besaß. Aber trotzdem war er durch seine Fähigkeit, Anregungen auszustreuen und Fragestellungen aufzuwerfen, durch seine Spontaneität und seine Eigenschaft, eine Art Brutkasten für Ideen zu bilden, ein sehr interessanter akademischer Lehrer für Fortgeschrittene. Ich bin durch ihn auf vielen Haupt- und Nebenwegen in die Goethezeit eingeführt worden, und manche Frage aus dieser Zeit – etwa nach der Bedeutung von Jakob Michael Reinhold Lenz, dem Sturm-und-Drang-Genossen Goethes – hat mich bis in meine derzeit letzte Buchpublikation begleitet« (S. 55 f.).

Mit Hilfe von Gerhard Scholz gelang es Kaiser, vom Wintersemester 1949/50 an an der Berliner Humboldt-Universität ins Direktstudium zu gelangen, wo er, im »Scholz-Kreis« der zukünftigen Elite der DDR-Germanistik verbleibend, sonst nur von Ernst Niekisch und Walter Hollitscher tiefere Eindrücke gewann. Hinzu kam, daß er über einen ehemaligen Redakteur der »Schöpferischen Gegenwart« in Beziehung zur »BZ am Abend« kam und dort als 22-jähriger zum

4 Zu Gerhard Scholz zuletzt: Gerhard Scholz und sein Kreis. Zum 100. Geburtstag des Mitbegründers der Literaturwissenschaft in der DDR, Berlin 2004 (»Helle Panke«, Pankower Vorträge).

Theaterkritiker avancierte. Hierbei geriet er freilich in einen scheinbar nur vordergründigen Konflikt, in dem sich indes schließlich tiefergehende Elemente der »Abweichung« äußerten. Es ging nämlich um die Rezension des jungen Gerhard Kaiser zu Brechts »Puntila«, die den Zorn der Stanislawskij-Protagonisten hervorrief. In den Augen Vallentins war Kaiser jetzt, 1949, der »Abweichler« von der reinen Lehre der Ästhetik, ein Jahr später, in Auseinandersetzungen um Lukács und in der Debatte über Stalins Arbeit zur Sprachwissenschaft, der »Abweichler« von der reinen Lehre schlechthin.

Hatte sich, wie Kaiser bemerkte, schon in Weimar dieser oder jener zunächst moralisch geprägte Zweifel an der Situation in der SBZ, zwischen Wirklichkeit und Lehre, zwischen Privilegien und normalem Alltag, ergeben, so wurde er jetzt zur Wahrheitsfrage. In diesem Zusammenhang bringt Kaiser die prinzipielle Problematik der »Transformation« klar und präzise zur Sprache: »Nicht nur war linientreu zu sein gut; ein Abweichler zu sein war auch, wo der Marxismus zur Staatsideologie geworden war, gefährlich, im Extremfall sogar lebensgefährlich, wie die Geschichte der Sowjetunion mit ihren Säuberungen zeigte, von denen wir über die offizielle Lesart hinaus nur gerüchteweise hörten... Besonders gefährlich war die Abweichung für den Marxisten bürgerlicher Herkunft. Meist gab es, nach Meinung der unbeirrbar richtig Liegenden, für Abweichungen Gründe in der Interessenlage, und zwar in der falschen, denn das Interesse der Arbeiterklasse war ja sogar wahrheitsstiftend. Für das falsche Interesse die Klassenherkunft als Kriterium einzusetzen, lag also nahe. Der Marxist bürgerlicher Abkunft war demnach ein unsicherer Kantonist und zum Überläufer quasi determiniert. Nichts wurde so tief ins Vergessen versenkt, keine Verdrängung war so habitualisiert wie die Urtatsache des Marxismus: sein Ursprung in bürgerlichen Hirnen ...« (S. 68 f.).

Im dritten Semester, dem Wintersemester 1950/51 – ihm folgte alsbald der Einschnitt der zweiten Hochschulreform –, verließ Kaiser die Humboldt-Universität und Ostberlin, zusammen mit einem im Scholz-Kreis besonders hervorgetretenen, aber auch parteilosen Freund, dessen Vater (in führender wirtschaftlicher Position in Westberlin) von der Jugendbewegung her mit Scholz und dem ehemaligen Gefängnispfarrer Harald Poelchau befreundet war (und so half denn auch Poelchau ihm und Gerhard Kaiser).

Grundentscheidung trotz Bedenken: Fritz Klein

Im Gegensatz zu Kaiser (bei ihm ist von irgendeiner »Rekrutierung« nichts zu lesen) war der etwas ältere Fritz Klein Soldat, und er war 1945 in der britischen Zone in Gefangenschaft, wo er auf eigene Weise früh die Entlassung erreichte, um dann – kurzzeitig als Student in Göttingen immatrikuliert – wiederum auf eigene Weise nach Berlin zu gelangen, nach Dahlem ins Haus von Dr. Heinrich Deiters. Damit kehrte Klein nicht nur schlechthin nach Hause, sondern vor allem auch an einen Ort, an dem er mitten ins Zentrum gesellschaftlicher und geistiger Auseinandersetzungen wie politischer Entscheidungen geriet: Deiters war leitender Mitarbeiter der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung und führender Exponent des Kulturbundes, und dort arbeitete der wieder in die SPD eingetretene

Pädagoge (in der Zentralverwaltung) mit Kommunisten sowie (im Kulturbund) mit Kommunisten und bürgerlichen Intellektuellen zusammen, darunter (wie schon angedeutet) mit dem der CDU angehörenden Vizepräsidenten Dr. Ferdinand Friedensburg.

Wenn Klein auf die seinerzeitigen geistigen Auseinandersetzungen abhebt, fällt auf, daß neben Friedensburg allerdings nur noch ein »Bürgerlicher« genannt wird, der Schriftsteller Günther Birkenfeld. Ansonsten bewegte er sich wohl allein im linken Milieu, wiewohl noch undogmatischer Profilierung. So ist charakteristisch, daß wie bei Kaiser auch bei Klein der Name Ernst Niekisch fällt, bei ihm immerhin mit dem Hinweis auf dessen klar konturierten Vortrag zum historischen und dialektischen Materialismus, der – zusammen mit dem Marxismus-Zirkel der Zehlendorfer KPD – Anfang 1946 zum Eintritt Kleins in diese Partei führt. Als er (nach einer Tätigkeit als Hilfskraft bei Deiters in der Zentralverwaltung) Anfang 1946 das Studium, zunächst der Germanistik, dann – nach Wiedenzulassung – der Geschichte aufnehmen kann, ist er füglich Parteimitglied und gehört zur Hochschulgruppe der KPD, alsbald der SED, wobei er rückblickend die Vereinigung von KPD und SPD ambivalent bewertet und Züge der Zwangsvereinigung identifiziert.

Im Blick auf sein Studium und auf dessen politisch-geistige Einordnung hält Klein in geradezu klassischer Weise fest, daß er nach Ausweis seines Studienbuchs bei »vierzehn »Bürgerlichen« und elf Marxisten« gehört habe. Zu den nach Klein »Bürgerlichen« gehörten Friedrich Baethgen und Fritz Hartung, Fritz Rörig und Karl Griewank sowie Eduard Winter, von denen Baethgen alsbald nach München ging, Hartung »1948 sein Lehramt an der Universität aufgab, weil er eine Fortsetzung seiner Lehrtätigkeit angesichts der schon damals spürbaren Verstärkung marxistischer Positionen für sinnlos hielt«, Griewank nach seinem Weggang nach Jena 1953 Selbstmord beging und Eduard Winter eigentlich als parteiloses Parteimitglied galt. Als *die* Lehrer, die ihn am meisten geprägt hätten, nennt Klein Jürgen Kuczynski und Alfred Meusel, beide aus England zurückgekehrt (und letzterer wurde 1952 sein Doktorvater).

Im Unterschied zu Kaiser war Klein neben seinen intensiven Studien aktiv an Hochschulpolitik und gesamtdeutscher Studentenpolitik via FDJ beteiligt, leitete zeitweilig die Kulturbund-Hochschulgruppe, traf sogar 1948 mit Jean-Paul Sartre bei dessen Berliner Aufenthalt zusammen. Aber wie Kaiser nahm auch er früh publizistisch das Wort, zuerst im »Nacht-Express«, der ersten Berliner Abendzeitung, die von dem Literaten Rudolf Kurtz begründet worden war, dann im »Forum« und schließlich – nachhaltig – in der »Weltbühne«. Ebenso wie Kaiser ließ sich Klein (wenn auch nicht als Rezensent) von Brecht beeindrucken.

Wir hatten in unserer vorsichtigen Periodisierung 1948 als Zäsur angenommen. Analog urteilt Klein, ja, er setzt sie schon 1947 (»Kominformbüro«) an. Wörtlich heißt es bei ihm: »Die Zweilager-Theorie, in deren Zeichen das Informationsbüro der Kommunistischen und Arbeiterparteien (Kominform) im September 1947 seine Tätigkeit aufnahm, beschönigte die Politik des eigenen Lagers und vergrößerte die der imperialistischen Gegenseite. Ungeachtet dieser Verzerrung, die selbst zur weiteren Vertiefung des Grabens

beitrug, beschrieb sie aber etwas Richtiges. Tatsächlich hatten sich zwei Linien in der Weltpolitik herausgebildet, deren Unvereinbarkeit immer deutlicher hervortrat« (S. 135).

Und er fügt (mit den Stichworten Tito, Blockade, Verschiebung der 1948 fällig gewesen Wahlen, Repressionen und Prozesse in den Volksdemokratien) hinzu: »Wer a sagt, muß nicht b sagen«, heißt es irgendwo bei Brecht, »er kann auch erkennen, daß a falsch war.« Nicht wenige, die in der Euphorie von Befreiung und Aufbruch in der unmittelbaren Nachkriegszeit denselben Weg eingeschlagen hatten wie ich, wandten sich nun, wenige Jahre später enttäuscht ab ... Auch ich war nicht frei von Bedenken und hatte manche Illusion verloren. Allerdings dachte ich damals nicht daran, aufzugeben. Ich sagte b, weil ich die nach dem Krieg getroffene Entscheidung nach wie vor für richtig hielt, mich am Aufbau einer radikal veränderten, ausbeutungsfreien, dem Frieden verpflichteten Gesellschaft der sozialen Gerechtigkeit als der einzig durchgreifenden Alternative zum faschistischen Deutschland zu beteiligen. Dieses Ziel aber wurde, so sah ich es, nur in Ostdeutschland verfolgt« (S. 140 f.).

Im Rahmen dieser Entscheidung »zwischen zwei Grundpositionen, zwei Lagern, die sich in der zweiten Hälfte der vierziger und zu Beginn der fünfziger geradezu atemberaubend schnell formierten«, hatte sich Kaiser für den »Westen« entschieden, Klein (jetzt auch lokal im vom Währungsgefälle diktierten Umzug von Dahlem nach Johannisthal) für den »Osten«. Dabei strebte er in den wissenschaftlichen Klammern, vor denen das Vorzeichen »realer Sozialismus« stand, an: »Kritische Untersuchung der Vergangenheit, besonders der letzten Jahrzehnte der deutschen Geschichte, ... im Sinne eines undogmatisch aufgefaßten Marxismus« (S. 143).

Eine scheinbar marginale, letztlich aber weitreichende Bemerkung gilt sowohl für Kaiser, wie auch für Klein: Es fällt auf, daß in der Exklusivität des Theaterinstituts und des Scholz-Kreises wie erst recht in der hermetischen Atmosphäre des Parteizirkels offenbar kein Bedürfnis des Diskurses mit den *einheimischen* Bürgerlichen bestand. Kaiser in seiner marxistischen Frühzeit nennt überhaupt keine, Klein (wie schon erwähnt) den eher familiären Kontakt zu Friedensburg, der zu Kleins Hochzeit mit einer Deiters-Tochter den Wein besorgt, und die passive Kenntnisnahme von (ungenannt bleibenden) Positionen Birkenfelds, und wenn er 1949 zu Gesprächen zwischen Ost- und West-Studenten nach Göttingen fährt, dann liest man, wie selbstverständlich: »Formell waren wir fünf Ostzonenstudenten – alle Mitglieder der SED – vom studentischen Zonenrat der SBZ delegiert, faktisch von der Zentralverwaltung ausgesucht worden« (S. 148 f.). Lediglich am »Fall Natonek« (S. 148) kann auch er nicht vorbeigehen.

Für Klein ist dies insofern verwunderlich, als er seit den sechziger, vor allem aber seit den siebziger Jahren in einem ziemlich engen Kontakt zu dem Kirchenhistoriker Walter Bredendiek stand, in einem von ihm als freundschaftlich bezeichneten, ohne daß dies in seinen Erinnerungen eine Bemerkung wert gewesen wäre.

Christliche Option für den Sozialismus: Walter Bredendiek

Mit diesem Hinweis auf Walter Bredendiek können wir füglich den Übergang zu den Erscheinungsformen des Transformationsprozes-

ses im »christlichen Milieu« vollziehen, also im Blick auf 1945 »junge Leute«, die auf je eigene Weise den Weg zur Theologie, im engeren Sinne zur Kirchengeschichte, fanden und diese ihre schöpferische Tätigkeit in der DDR praktizierten. Dieser Übergang kann insofern günstig – eben »füglich« – bei Bredendiek einsetzen, da er (am 21. November 1947 immatrikuliert) fast parallel mit Klein an der Berliner Universität Germanistik und Geschichte, im Hauptfach allerdings Pädagogik studiert und laut Ausweis seines Studienbuchs viele der Vorlesungen gehört hatte, in denen auch Klein saß, vor allem die von Ernst Niekisch, Fritz Rörig und Alfred Meusel. Eine andere Parallele besteht in der intensiven politischen Tätigkeit des Studenten Walter Bredendiek, der 1926 in Swinemünde geboren worden war, als früh Waise Gewordener die Realgymnasien seiner Geburtsstadt, Cammins und Angermündes besucht und nach dem Abitur 1943 schon ein Semester an der Friedrich-Wilhelms-Universität studiert hatte, um dann über Arbeitsdienst, Kriegsdienst (Februar 1944 bis Mai 1945) und amerikanische Kriegsgefangenschaft 1945/46 zunächst für ein Semester an der Hamburger Universität (Theologie) immatrikuliert zu werden. Aus familiären Gründen war er im Sommer 1946 ins uckermärkische Gramzow gegangen und dort als Lehrer (auch als Leiter einer Arbeitsgemeinschaft Mathematik für Neulehrer) tätig gewesen. Dort hatte er auch die erste Lehrprüfung abgelegt.

Wenn ich bemerkt hatte, wie Klein sei auch Bredendiek als Student politisch aktiv geworden, so ist das freilich eine eher statistische Feststellung. Tatsächlich gibt es entscheidende qualitative Unterschiede: Bredendiek war nämlich (ursprünglich LDP-Mitglied) im August 1946 der CDU beigetreten, im Sommer bzw. Herbst 1948 wurde er Hochschulreferent und Jugendvertreter im Ostberliner Landesvorstand (der sich als Arbeitskreis aus dem Gesamtberliner Landesverband ausgegliedert hatte) sowie CDU-Vertreter im Demokratischen Block der Berliner Universität. Bereits Mitte Juli 1948 war er Vorsitzender des Unterausschusses für Hochschulfragen im Kulturpolitischen Ausschuß des Hauptvorstandes der CDU geworden. Es sind dies die Wochen und Monate, in denen die gesamtgesellschaftliche Zäsur des Jahres 1948 sich in der Spaltung der Stadt wie auch in der der Universität spiegelt (ein Vorgang, der merkwürdigerweise bei Klein ausgeblendet bleibt). Bredendiek ergriff in dieser Zeit Partei für das, was man damals die Weiterentwicklung der antifaschistisch-demokratischen Ordnung in der SBZ nannte, allerdings von einem streng profilierten weltanschaulichen Standort aus, nämlich dem einer militanten christlichen Demokratie, die 1946/47 entwickelte Lösung des Sozialismus aus christlicher Verantwortung auf- und ernstnehmend.

Wie Kaiser und Klein entwickelte Bredendiek überdies eine umfassende publizistische Tätigkeit für die »Neue Zeit«, das zentrale Organ der CDU in der SBZ, und über die Pressestelle beim Hauptvorstand der CDU für die Landeszeitungen der Partei in der SBZ. Es waren vornehmlich Fragen der Jugend-, Hochschul- und Schulpolitik, die Bredendiek aufgriff. Andererseits widmete er sich – und diese Arbeiten wiesen vor allem in die Zukunft – Analysen kirchengeschichtlicher und geschichtlicher Vorgänge und Persönlichkeiten,

die gleichsam als Traditionslinien für ein Engagement beim Aufbau einer neuen gesellschaftlichen Ordnung von christlich-demokratischen Positionen aus anzusehen waren, von Wichern zu Friedrich Naumann. In den folgenden Jahren setzte er, um dies hier vorwegzunehmen, diese Studien forciert fort und legte 1953 im Verlag Koehler & Amelang, dem der CDU seit 1951 gehörenden Leipziger Verlag, sein Buch »Christliche Sozialreformer des 19. Jahrhunderts« (u. a. Victor Aimé Huber, Franz von Baader, Rudolf Todt, Wilhelm Emmanuel von Ketteler) vor, das für die 1949/50 in die seit ihrem Bestehen in die tiefste Krise gestürzte Ost-CDU eine entscheidende Hilfe für ihre geistig-politische Neuorientierung war und übrigens auch international viel Anerkennung fand. In der Zwischenzeit hatte Bredendiek seine Studien erfolgreich abgeschlossen, war 1951 wissenschaftlicher Mitarbeiter (zuletzt Oberreferent) im Deutschen Pädagogischen Zentralinstitut (im Bereich Geschichte) geworden. 1952 trat er als Hauptreferent, zunächst für Kirchenpolitik, in den Dienst der CDU.

Im Falle Bredendiek sind wir in der Lage, den objektiven Transformationsprozeß, dem er sich zu stellen hatte, als subjektiven, als intellektuellen Transformations- oder besser: Wandlungsprozeß genauer verfolgen zu können, da wir seine Lektürelisten von 1942 bis 1947 vorliegen haben, die (auch bei nur cursorischer Behandlung) ein gewisses Urteil erlauben.⁵

5 Die Einsicht in diese Lektürelisten und in andere persönliche Materialien verdanke ich Herrn Hans-Otto Bredendiek, Berlin.

1942 finden wir dort außer (u. a.) Kleist, Stifter, Keller, C. F. Meyer, Freytag sowie Rilke »zeitgemäße« Autoren wie Beumelburg, Blunck, Brehm, Grimm, Griese und Zerkaulen, vor allem aber Schriftsteller/innen der inneren Emigration wie Reinhold Schneider (Philipp II., Hohenzollern), Ina Seidel (Lennacker, Das Wunschkind), Ernst Penzoldt (Der arme Chatterton) und Herbert Eulenberg (Schattenbilder) sowie Bruno H. Bürgel (Die kleinen Freuden). Überdies fällt die Bevorzugung von Memoirenliteratur (Bismarck, Wilhelm II.), von historischen Romanen (von Ernst Wichert und Zofia Kossak, einer bedeutenden polnischen katholischen Dichterin) und historiographischen Werken (Treitschke) auf. Zur Memoirenliteratur gehörten auch die Jugenderinnerungen Wilhelm von Kügelgens, die Bredendiek später neu herausgab.

Die Liste von 1943 ist – offenbar dem Abitur geschuldet – wesentlich kürzer, hat sich aber in einem Punkt grundlegend verändert: Die »zeitgemäße« Literatur fehlt (mit Ausnahme von Eckart von Naso). Dafür finden wir Hölderlin (Hyperion), Büchner (Woyzeck), Fontane (Effi Briest), neuerlich Rilke (Marinenleben) sowie Strindberg. War 1942 St. Exupéry schon mit »Wind, Sand und Sterne« registriert, so 1943 mit »Nachtflug«. Neben der damals viel diskutierten Luther-Biographie von Rudolf Thiel las Bredendiek auch Ludendorffs Kriegserinnerungen. Fincks »Ahnenbüchlein« deutet auf sein späteres Interesse an Genealogie hin.

Von 1944 haben wir nur Fragmente aus den Wintermonaten (Einberufung!). Von Kurt Kluge, einem früh verstorbenen sächsischen Schriftsteller, nahm er den seinerzeit populären und auch verfilmten Roman »Die Zaubergeige« zur Kenntnis, und er setzte die Eulenberg- und Wichert-Lektüre fort.

In den letzten Kriegsmonaten 1945 finden wir Fontanes »Jenny Treibel« und »Stine« sowie interessanterweise Upton Sinclair (Bo-

ston) neben Kolbenheyer und Luserke. Im Mai 1945 las er Tolstoj (Herr und Knecht, Die Kreuzersonate) und neuerlich historische Romane Wicherts, im Juni Schopenhauer (Aphorismen) und Gerhart Hauptmann (Buch der Leidenschaft), im Juli Ernst Wiecherts »Wälder und Menschen«, im August historische Romane von Beumelburg und die heute neu geschätzte Österreich-Triologie Bruno Brehms. Dann folgen Fallada (Bonzen und Bomben), Bruno H. Bürgel, Ina Seidel sowie K. A. Findeisen. Besonders charakteristisch und Signalement des Transformationsprozesses sind diese Positionen der Lektüreliste in der zweiten Hälfte 1945: Lessings »Nathan der Weise« und – offenbar neu und anders als 1942 gelesen – Grimms »Volk ohne Raum«.

1946 rückt die Lektüre der klassischen Literatur in das Zentrum des offenbar auch von der Lehrtätigkeit gebotenen Interesses: Goethe (Tasso, Hermann und Dorothea, Reineke Fuchs), Schiller (Don Carlos, Braut von Messina), neuerlich Büchner. Dann folgen Raabe und Storm, vor allem aber Hermann Hesse (Demian, Knulp). Von Ina Seidel liest Bredendiek »Das Labyrinth«, also den bemerkenswerten Forster-Roman der evangelischen Schriftstellerin, und von Ernst Wiechert (durch seinen Buchenwald-Bericht damals im Mittelpunkt des Interesses) stehen sechs Titel auf der Liste, von Rudolf G. Binding und Hans Carossa je vier (darunter des letzteren Hauptwerk: »Der Arzt Gion«). Auf diese der Innerlichkeit verpflichtete Literatur setzt Scholochows »Neuland unter dem Pflug« den Akzent der neuen gesellschaftlichen Bedingungen. Bredendiek hat damals auch Platons »Gastmahl«, Sigmund Freuds Einführung in die Psychoanalyse und Ricarda Huchs Buch über den Sinn der Heiligen Schrift sowie Erinnerungsbücher von Paul Ernst und Adolf Stahr gelesen, schließlich Selma Lagerlöf (Gösta Berling) und Turgeniew (Väter und Söhne).

Von 1947 haben wir eine knappe Liste, die bis zum Beginn des Studiums reicht. Hier stehen Hesse (Siddharta, Peter Camenzind) und Thomas Mann (Die Buddenbrooks) im Mittelpunkt, zusammen mit Dostojewski (Raskolnikow), Hofmannsthal (Jedermann) und Jacobsen (Niels Lyhne). Rudolf Thiel wird noch einmal gelesen, und neben Kurt Kluge taucht merkwürdigerweise Hanns Johst (was war das eigentlich Problematische?, könnte der Anlaß hierzu gewesen sein) auf. (Ich las deshalb 1945 Ernst Jünger.)

Ohne eine solche Lektüreliste, die natürlich während des jetzt beginnenden Studiums eine noch ganz andere Dimension annehmen mußte und annahm, überinterpretieren zu wollen, lassen sich aus ihr einige Schlüsse ableiten. So ist eindeutig klar, daß die zunächst noch stark repräsentierte NS-konformistische Literatur mehr und mehr abgelöst wird durch große Werke der deutschen Klassik, des Realismus, der Romantik, aber auch durch wichtige Erscheinungen der Weltliteratur und der inneren Emigration in ihren unterschiedlichen Facettierungen. Durchgängig von 1942 bis 1947 ist das Interesse am Historischen, in Monographien, Memoiren und Romanen, noch nicht am Theologischen: Die Bücher von Thiel und Ricarda Huch, ihrerseits polar gegenüberstehend, stehen (von einem Buch Ernst zur Niedens, eines Exponenten der evangelischen Männerarbeit, abgesehen) ziemlich isoliert da, analog Philosophisches. Germanistik

und Geschichte bieten sich also tatsächlich für das aufzunehmende Studium als bevorzugt an – zusammen mit Pädagogik, wird doch Bredendiek in einer Beurteilung des Leiters der Zentralschule Gramzow vom 17. August 1947 als »der tüchtigste Lehrer meines Bezirks« (der Rektor ist auch eine Art Unterschulrat) bezeichnet. Die Hinwendung zum Christlichen, Weltanschaulichen erfolgt bzw. vertieft sich in seiner gesellschaftlichen Arbeit, die er von vornherein nicht als schlechthin vordergründig politisch (bei all seiner Konsequenz) ansieht, sondern als geistig-politisch, »ideologisch«, wie man damals sagte.

Da wir keinen autobiographischen Text von Bredendiek vorzuliegen haben, sollen wenigstens einige Zitate aus Artikeln von 1948 und 1949 seine Position verdeutlichen.

Am 11. Dezember 1948 schrieb Bredendiek in der Wochenzeitung des Landesvorstandes (des Arbeitskreises) der Ostberliner CDU, »Der Fortschritt«, unter dem Titel »Christlicher Sozialismus«: »Wer sich zur Union bekennt, bekennt sich damit zum christlichen Sozialismus. Was heißt das nun aber? ... Eine solche Verpflichtung kann nur aus der Anerkennung über persönliche Werte erwachsen, die wir als Christen im gesamten Raum gerade auch des politischen Lebens beachtet wissen wollen, und an die auch jede Staatsgewalt gebunden sein sollte. Eine sittliche Idee ist allen sozialen Strömungen in Vergangenheit und Gegenwart gemeinsam, sie ist die eigentlich treibende Kraft in ihnen und nicht die Vorstellung von einer Wirtschaftstheorie, wie immer sie auch geartet sein mag. Darum steht das Gerechtigkeitsgefühl für den Sozialismus an erster Stelle, alle Einzelforderungen sind aus ihm abgeleitet. Im 19. Jahrhundert führten die Auswüchse des Kapitalismus mit der ökonomischen Umgestaltung auch eine seelische Strukturänderung größten Ausmaßes in der Menschheit herbei, nicht nur innerhalb der arbeitenden Massen, sondern gerade auch bei den wenigen, die über alle materiellen Güter verfügten und im Überfluß lebten ...«

Dann fügte er hinzu: »Welches sind nun die spezifischen Momente des christlichen Sozialismus? Wir junge Christen lehnen den Klassenkampf als Mittel zur Beseitigung der sozialen Spannungen ab. Wir wollen einen Neubau unseres gesellschaftlichen Lebens durch die Respektierung der sittlichen Gesetze herbeiführen, die wir als für jeden Menschen verbindlich und für ewig gültig ansehen: Nächstenliebe – Güte – Wahrheit – Recht. Wir glauben, daß politische und wirtschaftliche Reformen nur dann dauerhaften Bestand haben können, wenn mit ihnen eine sittliche Erneuerung der Menschen Hand in Hand geht. ... Denn das wissen wir Christen sehr genau: mit der geistigen Befreiung allein ist es nicht getan, die wirtschaftliche muß mit ihr Schritt halten, eines bedingt das andere. Wir sind uns auch darüber völlig im klaren, daß unsere Ideen nur dann verwirklicht werden können, wenn wir vorher eine radikale Aenderung der überkommenen sozialen Zustände überhaupt herbeiführen. *Wir brauchen heute eine Gesellschaftsordnung, die den sozialen Anspruch der Gemeinschaft höher bewertet, als die Interessen des Einzelnen* – aber wir sehen in dieser neuen Ordnung keinen Selbstzweck, sondern wir wollen durch sie und in ihr Platz schaffen für den religiös und ethisch neu verwurzelten Menschen, ohne die Anwendung von Ge-

walttätigkeit, ohne den Appell an Mißgunst und Neid. Denn unsere politische Konzeption, die unserem Weltbild adäquat ist, wird von drei Faktoren bestimmt: vom Christentum, vom Sozialismus und von der Humanität.«

Über »Fortschritt und Reaktion« führte Bredendiek am 27. Juni 1947 im Leitartikel der »Neuen Zeit« u. a. aus: »Der Christ teilt nicht den optimistischen Fortschrittsglauben etwa des Marxisten oder der Anhänger anderer geschichtsphilosophischer Lehren, die im Ablauf des historischen Prozesses eine gleichbleibende Richtung erkennen und die dieses Fortschreiten gekrönt sehen wollen durch ein rein irdisch gedachtes Stadium der Vollkommenheit, gleichsam durch ein ›Himmelreich auf Erden‹. Alle Bestrebungen, die dieser Entwicklung entgegenstehen, werden von den Bekennern dieser Systeme als reaktionär, alle Tendenzen, die sie vorwärts zu treiben scheinen, als fortschrittlich bezeichnet. Das scheint uns ein wenig glückliches Verfahren zu sein, denn die ›klassenlose Gesellschaft‹ hat noch niemand gesehen, und ob es sie jemals geben wird, ist zumindest zweifelhaft. Die Kalamität unserer Zeit besteht ja nicht zum geringsten Teil darin, daß man oftmals den Versuch macht, an die Probleme von heute mit den Lösungsvorschlägen von vorgestern heranzugehen, von denen man noch nicht einmal weiß, ob sie überhaupt reale Möglichkeiten darstellen; denn nicht alles, was sich als fortschrittlich bezeichnet, ist zukunftsweisend und eine Kraft der Erneuerung. Mehr als einmal hat die Reaktion sich in den Begriff des Fortschritts verummumt und das Abgestorbenste als wunder wie große Neuheit angepriesen. So ist es klar, daß das, was vor drei oder vier Jahrzehnten noch durchaus fortschrittlich war, heute von den Ereignissen längst überholt ist.

Besonders schwierig ist die Verständigung über Fortschritt und Reaktion auch deshalb, weil der Marxismus die beiden Begriffe gleichsam personifiziert und sie verschiedenen sozialen Schichten – Klassen als Attribute beigelegt hat: das ›Proletariat‹ ist die fortschrittliche, die ›Bourgeoisie‹ die reaktionäre Klasse an sich, und wenn man heute auch im marxistischen Lager vom ›fortschrittlichen Bürgertum‹ spricht, so beweist das doch nur, daß man einen Teil dieser Gesellschaftsschicht als nicht mehr eigentlich bürgerlich ansieht. Wir müssen es uns hier versagen, den Begriff des Bürgerlichen näher zu bestimmen, obwohl dies eine reizvolle Aufgabe wäre. Eines aber, glauben wir, steht einwandfrei fest: die von Marx so stark attackierte Bourgeoisie besteht heute ebensowenig wie das von ihm beschriebene Proletariat. An beiden Klassen sind ja die letzten hundert Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Die Klassengegensätze haben sich immer mehr abgeschwächt, die Unterschiede wurden eingeebnet und darum sehen wir in der Propagierung eines ›verschärften Klassenkampfes‹ heute durchaus keinen Fortschritt zur Erreichung des endgültigen Ausgleichs!«

Diese zuletzt vorgenommene Positionsbestimmung reflektiert zweifellos die Reaktion auf die Verschärfung der politisch-geistigen Situation nach 1948, im Hinblick auf die Herausbildung der »Partei neuen Typus« und die Orientierung auf den »demokratischen Zentralismus«. Bredendiek geht es um die eigenständige, ethisch konturierte Haltung und politisch-geistige Entscheidung für den Sozialis-

mus von einem festen weltanschaulichen Standort aus. Von hier aus sind dann auch die schon charakterisierten, wiederum eigenständigen wissenschaftlichen Interessen des jungen, das authentisch Bürgerliche nicht verschmähenden christlichen Demokraten bestimmt, und man kann letztlich davon ausgehen, daß hier schon die Weichen für die spätere berufliche Hinwendung zur Kirchengeschichte gestellt worden sind.

Wir können also im Blick auf den zukünftigen Kirchenhistoriker an den Universitäten Greifswald (nur kurz), Halle und (wiederum nur kurz angesichts des frühen Todes im Sommer 1984) Berlin festhalten, daß sein Weg in diese theologische Disziplin auf Umwegen erfolgt ist – und noch dazu in der Vertauschung der Fakultäten. Allerdings ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Profanhistoriker in der theologischen Fakultät oder kirchlichen Hochschule lehrt: Für den bekannten Karl Kupisch an der Kirchlichen Hochschule Zehlendorf, mit dem Bredendiek in Kontakt stand, galt dies auch so. Dabei muß bei Bredendiek berücksichtigt bleiben, daß er ja in Hamburg Theologie zu studieren begonnen hatte, und er ist später oft hierauf zurückgekommen, wie ihn dieses Studium beeindruckt habe (u. a. bei dem späteren Hamburger Bischof Volkmar Hertrich). Jedenfalls zeugen seine wissenschaftlichen Arbeiten von einem weiten historischen Horizont und vom Bestreben, vergessene oder sogar bewußt verdrängte kirchengeschichtliche Vorgänge bzw. christliche Persönlichkeiten (im Sinne Lessings und Herders) zu »retten«. Ich nenne (neben unzähligen Aufsätzen) nur die 1966 in Hamburg mit einem Vorwort von Helmut Gollwitzer erschienene Schrift »Irrwege und Warnlichter. Anmerkungen zur Kirchengeschichte der neueren Zeit«, dann die Studien »Friedensappelle deutscher Theologen von 1907/08 und 1913«, 1963; »Reflektierte Geschichte. Die Entwicklung der Gesellschaft und die Stellung von Kirche und Theologie seit 1900 im Spiegel der Lebenserinnerungen deutscher Theologen«, 1965, und »Zwischen Revolution und Restauration. Zur Entwicklung im deutschen Protestantismus während der Novemberrevolution und in der Weimarer Republik«, 1969. Ebenfalls dürfen Arbeiten über Bertha von Suttner, Carl von Ossietzky und Emil Fuchs nicht vergessen werden, zumal Bredendiek zum 90. Geburtstag von Fuchs eine groß angelegte Festschrift (Leipzig 1964) verantwortet hatte.⁶

6 Auswahlbibliographie (I) Prof. Dr. Walter Bredendiek (7. 4. 1926–26. 7. 1984), in: STANDPUNKT, Berlin, 4/1986, S. 104 f. Der Nachlaß Walter Bredendieks befindet sich in der Zentral- und Landesbibliothek Berlin – Abteilung Historische Sondersammlungen, Breite Str. 30-36, 10178 Berlin.

7 Walter Bredendiek: Auf neuen Wegen voran (Zum 75. Geburtstag von E. Hertzsch), in: Neue Zeit, Berlin, 31. März 1977.

*Gegen Restauration und Dogmatismus
für eine gerechte Gesellschaft: Klaus-Peter Hertzsch*

Im folgenden kann gezeigt werden, wie andere Kirchenhistoriker, oft ebenfalls auf Umwegen, zu ihrem Beruf, zu ihrer Berufung (im Doppelsinn des Wortes) gekommen sind. Zuvor soll freilich, ausgehend von einer viel beachteten Autobiographie, auf einen praktischen Theologen hingewiesen werden, dessen Weg in die Universität so verlief, wie er in der bürgerlichen Zivilgesellschaft sozusagen als normal angesehen wird. Es handelt sich um Klaus-Peter Hertzsch (1930), und es fügt sich dies zum Bisherigen insofern zusammen, als Bredendiek mit »Vater Hertzsch« befreundet war (und dieser wurde auch sein »Doktorvater«): Klaus-Peter Hertzsch war nämlich Sohn eines evangelischen Pfarrers, der als Thüringer religiöser Sozialist mit dem NS-Regime in ständigem Konflikt war, 1945 – noch unter

amerikanischer Besetzung in Eisenach – zusammen mit dem späteren Landesbischof Moritz Mitzenheim die provisorische Leitung der Thüringer Kirche übernahm, als Oberkirchenrat und dann als Professor für praktische Theologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena wirkte und, aus der SPD in die SED übernommen, für letztere im Thüringer Landtag saß (Anfang der fünfziger Jahre allerdings bewußt aus der Partei austrat).

Klaus-Peter Hertzsch wuchs also in politisch-geistigen Spannungen bis 1945 und ebenso (trotz der prominenten Rolle seines Vaters) nach 1945 auf, dies in einer Atmosphäre der ebenso selbstverständlichen wie bewußten kirchlichen Bindungen, des Bildungsbürgerlichen und des Antifaschismus, ganz zu schweigen vom Sozialen. Die frühe Lektüre des freilich gesundheitlich stark Benachteiligten (extreme Sehschwäche, die zum Erlernen der Blindenschrift führen mußte, TbK, um nur diese zu nennen) umfaßte die klassische und realistische Literatur ebenso wie die der inneren Emigration, zumal von Bergengruen und Wiechert, Reinhold Schneider und Klepper, Rudolf Alexander Schröder und Manfred Hausmann. Unverkennbar ist weiter der starke Einfluß von Musik in Gestalt von Haus- und Kirchenmusik. Hierzu traten die Begegnungen mit charismatischen Persönlichkeiten die zum Freundeskreis von »Vater Erich« gehörten, etwa mit Prof. Dr. Wilhelm Hartke, dem bekannten preußischen Pädagogen und Theologen, den es nach Eisenach verschlagen hatte, und dem kirchlich und sozialdemokratisch engagierten Oberstudienleiter Dr. Hermann Hoßfeld, der Lehrer von Klaus-Peter Hertzsch wurde. Wie in anderen Fällen, auf die wir noch kommen, sind es nach 1945 solche charismatischen Lehrer, die für den weiteren Lebensweg prägend blieben, und zwar – wie für Klaus-Peter Hertzsch – auch dann, wenn diese Lehrer, ihrerseits sich treu bleibend, andere Wege beschreiten mußten: Hoßfeld konnte nicht umhin, 1948, im Jahr der Zäsuren, die SBZ zu verlassen.

Nach dem Abitur 1949 wird Klaus-Peter Hertzsch an der Universität Jena immatrikuliert, wo er vor allem von so bedeutenden Lehrern wie Karl Heussi und dem Systematiker Gerhard Gloege tiefe Eindrücke empfing, auch von Hanna Jursch, der ersten Ordinaria an einer theologischen Fakultät, und es war insbesondere das Alte Testament, das ihn schon als Studenten wegen seiner »Lebenswirklichkeit« immer von neuem beschäftigte. Er hörte nebenbei überdies germanistische Vorlesungen und nahm auch die wichtigsten Werke der DDR-Literatur zur Kenntnis, zumal von Anna Seghers und Bertolt Brecht, den er dann auch (ihn mit Bonhoeffer konfrontierend) in seiner Dissertation aufgriff. Die Studentengemeinde, deren Existenz bis etwa 1950 im wesentlichen noch unproblematisch war, war gewissermaßen seine Heimat.

In seinen Lebenserinnerungen⁸ hält Klaus-Peter Hertzsch in der Rückschau auf die Jahre 1945 bis 1948 (trotz der von ihm nicht ignorierten Repressionen der sowjetischen Besetzung) fest, es sei dies eine »spannungsreiche Zeit« gewesen, vor allem die Kultur sei neu aufgebaut worden, »und da gab es in diesen ersten Jahren nach dem Krieg noch viele Freiheiten und Erfahrungen«. Ja, er fügt hinzu: »Die Zeit war spannungsreich, aber es waren interessante Spannungen, die ideologischen, philosophischen, politischen Auseinander-

8 Klaus-Peter Hertzsch: Sag meinen Kindern, dass sie weiterziehn. Erinnerungen, Stuttgart 2002; Ders.: Laß uns vorwärts in die Weite sehn. Texte zu meiner Biographie, Stuttgart 2004. Ferner sei auf Zeugnisse von K.-P. Hertzsch verwiesen, in: Reinhard Höppner (Hg.): Bleiben, wohin uns Gott gestellt hat. Zeitzeugen berichten über die Kirche in der DDR, Leipzig 2004.

setzungen der Zeit. In unserer Schule waren sie noch lange möglich. Unterschiedliche Richtungen kamen in Vorträgen und Diskussionen zu Wort: Marxisten, Liberale, konservative Traditionslinien, natürlich auch Christen. Ich entsinne mich, daß der spätere Landesjugendpfarrer, der zugleich promovierter Biologe war, in der Aula über christlichen Glauben und moderne Naturwissenschaft referierte, dies am Ende mit der Einladung zur Fortsetzung des Problemgesprächs in der Jungen Gemeinde verband ...« (S. 57 f.).

Nach 1948/49, schon im Abiturjahr, nach dem Weggang von Dr. Hoßfeld, mußte Klaus-Peter Hertzsch andere Tendenzen entdecken, ohne daß er bereit war, das bisher Erfahrene preiszugeben. Daher bringt er, der spätere Sekretär der evangelischen Studentengemeinden in der DDR und ökumenisch erfahrene Ordinarius für praktische Theologie (und Schriftsteller!), seine Position zu Beginn des Studiums, gleichsam zwischen Kaiser und Klein, aber auch differenziert gegenüber Bredendiek auf diesen Punkt: »So fand ich mich einerseits im Widerspruch zu den Überresten des Faschismus, die latent noch da waren und von denen ich sehr wohl wußte, und zur bürgerlich konservativen Restauration in Staat und Kirche – und andererseits im Widerspruch zu engstirnigen, restriktiven, autoritären Strukturen von Besatzungsmacht und Funktionsapparat. Dazwischen, dachte ich, mußte man als Christ einen Weg finden zu einer gerechteren und gemeinsam getragenen menschlichen Gesellschaft ...« (S. 64). Wichtig und wegweisend war ihm hierbei das »Darmstädter Wort« des Reichsbruderrats der Bekennenden Kirche von 1947, ein Dokument der Buße und der Neuorientierung.

Befreiung und Bildungsaufbruch: Kurt Meier

Analoge Motive finden sich – bei einer ganz anders gelagerten sozialen Ausgangsposition und mit ganz anderen Folgerungen – bei Kurt Meier (Jahrgang 1927). Er verband mit der Rückschau auf sein Leben die Zäsur von 1945 mit der (jedenfalls bis zur Ansprache Richard von Weizsäckers von 1985 relevanten) Kontroverse zwischen den und in den deutschen Nachkriegsgesellschaften: Kapitulation und/oder Befreiung. Meier hat einen langen autobiographischen Text⁹ deshalb mit dieser Erwägung einsetzen lassen: »Als Datum der ›bedingungslosen Kapitulation‹ war der 8. Mai 1945 *beides*: Besiegelung der militärischen Niederlage und des politischen Zusammenbruchs Hitlerdeutschlands und zugleich die Befreiung vom NS-Regime. ›Niederlage‹ und ›Befreiung‹ Deutschlands von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft vollzogen sich in unauflöslicher geschichtlicher Dialektik. Zudem wirkte sich die historische Zäsur des Jahres 1945 im gespaltenen Nachkriegsdeutschland soziopolitisch wie auch für die Lebensgeschichte des einzelnen ganz unterschiedlich aus...« (S. 143).

Was Meier im folgenden aus seinem Leben berichtet, deckt lebensgeschichtlich tatsächlich die soziopolitische Botschaft. Es hat dies nicht zuletzt damit zu tun, daß sein (im Sommer 1945 bewußt avisiertes) Weg zum Theologiestudium ein ziemlicher Umweg war und ohne das, was als Befreiung empfunden worden war, so kaum zu bewältigen gewesen wäre.

Meier stammt aus der Familie eines selbständigen Malermeisters in der ländlichen erzgebirgischen Region zwischen Chemnitz und

9 Kurt Meier: Kirche und Drittes Reich. Zeiterfahrung und Forschungsschwerpunkt, in: Dietrich Meyer (Hg.): Kirchengeschichte als Autobiographie. Ein Blick in die Werkstatt zeitgenössischer Kirchenhistoriker, Köln 1999, S. 143-228.

Annaberg und war als Junge, vor allem von der Großmutter väterlicherseits her, ausgesprochen pietistisch geprägt, während ihn sein Vater kritisch gegen die politischen Verhältnisse nach 1933 beeinflusste. Nach der Entlassung aus der Volksschule 1941 wurde er Malerlehrling, zuerst bei seinem Vater, dann – nach dessen Einberufung – bei der »Konkurrenz« am Ort. Durch gute Leistungen gelangte er 1943/44 über die Gewerbeschule zu Kursen der Nachwuchsförderung in Breslau und am Bodensee, die ihm – inzwischen hatte er die Gesellenprüfung bestanden – das Berufsziel eines Gewerbelehrers eröffneten. Im Frühjahr 1944 mußte er sich einer komplizierten Mittelloperation unterziehen, deren Folgen eine Einberufung unmöglich machten, jedenfalls bis April 1945, als er sich in Teplitz-Schönau einzufinden hatte, um doch noch in einem »Ersatzbataillon« Verwendung zu finden. Doch Meier hatte Glück, er wurde als av (als nur »arbeitsverwendungsfähig«) sofort wieder nach Hause geschickt. Weniger Glück hatte sein Vater. Er gilt seit 1945 als in Jugoslawien verschollen.

Seine enge kirchliche Bindung führte den zum Kriegsende Achtzehnjährigen zur völligen Neuorientierung: Er entschloß sich (wie schon angedeutet), Theologe zu werden. Voraussetzung hierfür war natürlich, das Abitur nachzuholen. Hier kommt nun ein zeit- wie lebensgeschichtlich relevanter Aspekt zum Tragen, den wir auch schon bei Klaus-Peter Hertzsch beobachtet hatten:

»Auf meine Anfrage, ob ich an der Oberschule in Thum Privatunterricht in den alten Sprachen erhalten könne, gab mir der 1933 als ehemaliger Sozialdemokrat und religiöser Sozialist dienstentlassene und nun als »Opfer des Faschismus« reaktivierte Oberstudiendirektor Dr. phil. Johannes Grosse (1890–1977), seines Zeichens selbst studierter Theologe, positiven Bescheid. Er bot mir die Möglichkeit eines Gastunterrichts an und nahm mich Mitte November 1945 ohne bürokratische Umschweife in die Greifenstein-Oberschule auf ...« (S. 164).

Meier konnte am normalen Unterricht der zehnten Klasse teilnehmen und erhielt durch Grosses Vermittlung Privatunterricht (in Latein, Englisch, Mathematik und Physik), und schon 1946 gelang ihm dank guter Leistungen in Mathematik das Überspringen einer Klasse. So konnte er bereits 1947 das Abitur mit »sehr gut« machen. »Gerade in diesen unmittelbaren Nachkriegsjahren erlebten wir in der Ostzone einen einmaligen Bildungsaufbruch; die unmittelbare Nachkriegszeit hat in der Tat inmitten von Existenznot und Hunger erhebliche zukunftsorientierte Bildungsaktivitäten freigesetzt« (S. 166).

Freilich war es wegen fehlender Plätze an der Leipziger Theologischen Fakultät für Meier erst 1949 möglich, das Studium aufzunehmen. Bis dahin wirkte er (auch dies ein Bildungszeichen der Zeit!) gleichsam als Neulehrer, wofür er ohnehin schon 1945 eine Prüfung absolviert hatte, nämlich als außerplanmäßige Lehrkraft für Latein an der Oberschule, die er zwei Jahre zuvor erstmalig betreten hatte. Gleichzeitig setzte er seine Griechisch-Studien fort und machte 1948 als Externer an der Oberschule Nossen das Graecum – in Nossen, wohin Grosse 1947 wegen Problemen mit dem Kreisschulrat versetzt worden war, und 1951 schied er überhaupt aus dem Schuldienst aus und wurde Pfarrer in der Thüringer Landeskirche. Auch hier

stoßen wir wieder auf die Zäsur von (etwa) 1948. Schließlich bereitete sich Meier noch auf das Hebraicum vor, so daß er glänzend vorbereitet 1949 an die Leipziger Fakultät kam. Hier fühlte sich Meier, der 1948 in die FDJ eingetreten war, von seinen Interessen her dem Kirchenhistoriker Franz Lau, der sein Doktorvater wurde, besonders verbunden, dann aber auch unter übergreifenden gesellschaftlichen und theologischen Gesichtspunkten dem religiösen Sozialisten Emil Fuchs und dem Exponenten des Evangelisch-sozialen Kongresses Johannes Herz.

Nach seinem (wiederum mit »sehr gut« abgelegten) Fakultätsexamen konnte Meier jene in den fünfziger Jahren geschaffenen günstigen Qualifizierungsmöglichkeiten für Promotion und Habilitation, die wissenschaftliche Aspirantur, wahrnehmen, so daß das auf Umwegen begonnene Theologiestudium jetzt in mehr als geordnete Bahnen führte, sogar einschließlich eines einsemestrigen Studiums an der Theologischen Fakultät in Zürich, wo er u. a. Gerhard Ebeling, Emil Brunner und Arthur Rich hörte bzw. kennenlernte, aber auch nach Basel und dort mit Karl Barth ins Gespräch kam. Die Stationen: 1961 Dozent, 1967 Professor mit Lehrauftrag, 1969 ordentlicher Professor, überdies 1967 Gründung einer »Abteilung für Kirchliche Zeitgeschichte«.

Es ist genau die kirchliche Zeitgeschichte, in der sich Meier engagierte und dieser eigenes Profil verleihen konnte – mit der ersten Gesamtdarstellung der »Deutschen Christen« (1964), mit der Arbeit über »Kirche und Judentum« (1968) und vor allem mit seinem Haupt-, dem dreibändigen Standardwerk »Der evangelische Kirchenkampf« (1976, 1976, 1984). Alle diese Arbeiten, die überdies von Einzelstudien aus dem Umfeld »Evangelische Kirche in Gesellschaft, Staat und Politik 1918–1945« (Berlin 1987) ergänzt wurden, sind zugleich in der DDR und in der Bundesrepublik erschienen (Halle und Göttingen), die Studie »Volkskirche 1918-1945« (München 1982) nur in der Bundesrepublik. Es war dies zweifellos Ausweis einer eigenständigen wissenschaftlichen Leistung, die nach der Wende u. a. mit einer Arbeit über »Die Theologischen Fakultäten im Dritten Reich« (1996 bei de Gruyter) fortgesetzt wurde.

Die »richtige« Vergangenheit aufarbeiten: Hans Georg Thümmel

Wie Meier aus »einfachen Verhältnissen« (in Görlitz) stammend, gelangte Hans-Georg Thümmel (1932) vom Abitur direkt in die Universität – und in eine Nische in der Greifswalder Alma mater. Thümmel hatte sich neben seinen theologischen und philosophischen Studien vor allem bei Rudolf Hermann, dem bedeutenden Systematiker und Ethiker, und dem »bürgerlichen« Philosophen Günther Jacoby ausgiebig mit Kunstgeschichte befaßt, in der Philosophischen Fakultät bei Karl-Heinz Clasen und in der Theologischen Fakultät bei Klaus Wessel, der bis zu seinem Weggang aus der DDR noch eine leitende Stellung in den Berliner Staatlichen Museen innehatte. So kam es, daß Thümmel alsbald nach dem formellen Abschluß des Studiums »nach einem ganz kurzen klassischen Interludium Assistent am Victor-Schultze-Institut für Christliche Archäologie und Geschichte der kirchlichen Kunst in der Theologischen Fakultät der Greifswalder Universität« wurde. Diese Stelle war dann für 35 Jahre

seine Wirkungsstätte, nach Promotion 1958/59 und Habilitation 1960 seit 1961 als Oberassistent, seit 1988 als außerordentlicher Dozent – und dies, bedingt durch den frühen Weggang Wessels, gleichsam im Alleingang.

Es gelang Thümmel, von dieser Nische aus eine so weiträumige Forschungstätigkeit in der Theologie (Dogmengeschichte), Kunstgeschichte und Byzantinistik entfalten zu können, daß Berufungen an altbundesdeutsche Universitäten erfolgten, ohne daß er ihnen hätte folgen können. An einer Stelle hatte sich allerdings seine Nische zur sozusagen offiziellen Wissenschaft der DDR geöffnet: »In den fünfziger Jahren gab es in der DDR noch eine Professoren-Generation, bei der die traditionelle Kirchenzugehörigkeit durch die ungewünschten politischen Verhältnisse aktiviert wurde, was sich mindestens in freundlicher Aufgeschlossenheit gegenüber Kirche und Theologie kundtat. Aber auch später war das Ansehen eines Theologen in der DDR nicht schlecht. Gerade weil ich mich mit vielen Gebieten an der Grenze der Theologie beschäftigte, ergaben sich ein Fülle mehr oder weniger intensiver Kontakte zu Wissenschaftlern, denen die Arbeit im Geiste des Marxismus vorgeschrieben war ... Das muß auch über den Greifswalder marxistischen Philosophen gesagt werden. Er hätte von seiner Schlüsselposition aus über den hinwegsehen können, der Theologe und überdies nur Assistent war – was zählte schon eines solchen Meinung –, aber er suchte immer den Streit und die Auseinandersetzung. Und er konnte, wenn wir uns entgegenkamen, mitten auf der Straßenkreuzung stehen bleiben und die Diskussion beginnen: ›Wir brauchen die Hypothese ›Gott‹ nicht!‹« (S. 339 f.)¹⁰

Auf solche Weise kam Thümmel auch zu einem intensiven und produktiven Arbeitskontakt zu Johannes Irmischer, von dem er sagt, daß er (mögen andere mit ihm »andere Erfahrungen gemacht haben«) ihn immer gefördert und unterstützt habe: »Er hat mich auch überredet, in die durch und durch rote Historikergesellschaft der DDR einzutreten und Mitglied der Leitung der Fachkommission Byzantinistik zu werden« (S. 341).

Was in 35 Jahren nicht gelungen war: »Mitte Oktober 1990 erhielt ich die Ernennungsurkunde zum Professor für Kirchengeschichte, Christliche Archäologie und Geschichte der kirchlichen Kunst, ausgestellt von einer DDR-Regierung, die es seit zwei Wochen nicht mehr gab« (S. 352).

Im Rückblick hat Thümmel bemerkenswerte Überlegungen zum Transformationsprozeß von 1989/90 in dessen Brechung von dem von 1945 vorgetragen: »Mit der Wende ist vieles neu geworden. Wir haben auch eine neue Vergangenheit bekommen. Die Ordnung der DDR begriff sich als ›antifaschistisch‹, und die Verurteilung des Nationalsozialismus reichte von der Agitation in der Kindergartenliteratur bis zum Todesurteil gegen NS-Verbrecher. Wir haben 45 Jahre lang in diesem Sinne Vergangenheit aufgearbeitet. Was dann dringend nötig gewesen wäre, war die Aufarbeitung dieser viereinhalb Jahrzehnte. Was folgte, war etwas anderes. Wir fahren in der Aufarbeitung des Nationalsozialismus fort – die offenbar im Westen nicht in gleicher Weise stattgefunden hatte – und tun so, als sei inzwischen bei uns nichts passiert« (S. 355 f.).

10 Hans-Georg Thümmel: Glauben und Denken als Abenteuer, in: Dietrich Meyer: Kirchengeschichte als Autobiographie ... Zweiter Band, Köln 2002, S. 327-365 (dort auch Liste der wissenschaftlichen Veröffentlichungen).

Von »Kreisau« zu »Demokratie jetzt«: Wolfgang Ullmann

Welche Nachhaltigkeit diesem Sachverhalt zukommt, welche Fernwirkung der Transformationsprozeß von 1945 auf den von 1989/90 hatte, kann (abschließend) an der Haltung eines kürzlich verstorbenen Kirchenhistorikers ermessen werden, der in der DDR ein klar profilierter, zu keinen Kompromissen bereiter Nonkonformist war, daher früh zu den engagierten Bürgerrechtlern gehörte und der nach der Wende 1989/90 gegenüber jenen, die sofort das Kind mit dem Bad auszuschütten bereit waren, die ursprünglichen und authentischen Ergebnisse des Transformationsprozesses von 1945 verteidigte: Wolfgang Ullmann (1929).

Als 1989/90 marxistischen Intellektuellen und Agitatoren ihr jahrzehntelang betriebener Müntzer-Kult peinlich geworden war und Müntzer zur historischen Unperson zu werden drohte, war der Mitherausgeber der theologischen Schriften Müntzers einer derjenigen, die die echten sozialen Impulse Müntzers unter den neuen Bedingungen einforderten. Als im Gefolge der letztlich tödlichen Krise der DDR im Spätherbst 1989 und nach dem Mauerfall die Anarchie drohte, war der Initiator von »Demokratie jetzt« auch einer der maßgeblichen Initiatoren des Runden Tisches, und dieser war allein in der Lage, im Innern der DDR den friedlichen Übergang zu einer demokratischen Entwicklung zu gewährleisten, in Gestalt der Überwindung der autoritativen Blockpolitik durch den demokratischen Konsens. Wie Ullmanns Kollege, der frühere sächsische Pfarrer und Müntzer-Forscher Siegfried Bräuer, als junger Lehrling nach 1945 die Deformation des Volkseigentums schon unmittelbar nach dessen Schöpfung beklagt hatte, so forderte Ullmann 1990 als Minister der Modrow-Regierung eine Treuhandanstalt, die endlich mit dem Volkseigentum (Anteilscheine für den einzelnen) wirklich Ernst zu machen in der Lage sein sollte. Als in der nationalen Euphorie nach dem Mauerfall und im Blick auf die Währungsunion der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik als einzige Möglichkeit der Vereinigung beider deutscher Staaten erschien, trat der Abgeordnete der Volkskammer für einen gemeinsamen, die jeweiligen gesellschaftlichen Voraussetzungen bilanzierenden Neuanfang ein – in der Form einer gemeinsamen deutschen Verfassung, die auch die Volksabstimmung einschloß. Und als ein im November 1990 in Gang gesetztes publizistisches Unternehmen eigener Art, nämlich die Zusammenführung einer Zeitschrift der DDR, des Kulturbund-»Sonntag«, mit einer aus der Bundesrepublik, der Düsseldorf-»Deutschen Volkszeitung«, zum »Freitag« zu scheitern drohte, wurde Ullmann, der (wie ich weiß) in der DDR-Zeit Leser des »Sonntag« war, zusammen mit Christoph Hein, Günter Gaus und einer Westberliner Wissenschaftlerin Herausgeber dieser Zeitschrift, und in ihr hat er sich, im ersten Halbjahr 2004 immer häufiger und vehement, für das eingesetzt, was ihn schon als Europaabgeordneten der Bündnis-Grünen bewegt hatte, eine wirklich die Völker zum Subjekt machende Europa-Verfassung und eine antiimperialistische Friedensordnung in der Welt.¹¹

Ullmann war eine solche kämpferische politische, politisch-geistige Entwicklung nicht an der Wiege gesungen worden. Im Sächsischen geboren und vom Luftangriff auf Dresden im Februar 1945 tief beeindruckt, ging er nach dem Abitur an die Kirchliche Hoch-

11 Vgl. u. a. die Nachrufe auf Wolfgang Ullmann, in: Freitag, Berlin, 33/2004 und in: Berliner Zeitung, 2. August 2004, ferner Christoph Singelstein: Sie haben sich nur einen Namen gemacht. Von der Wählervereinigung zur Partei: Zehn Jahre Gründungsversammlung von Bündnis 90, in: Berliner Zeitung, 21. September 2001. Von Artikeln von Wolfgang Ullmann aus dem »Freitag« seien genannt: Kein Mann fürs »philosophische Quartett«. Zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Jürgen Habermas, 41/2001; Der Nihilismus und seine Gebete. Zu einer theologischen Religionskritik, 43/2002; Auf den Kopf stellen. Kritische Theorie heute (Wolfgang und Frigga Haug), 49/2002; Als die Zeit ins Rasen kam – Demokratiedefizite aus dem deutschen Einigungsprozeß (Aus dem Nachlaß), 40/2004.

schule in Berlin-Zehlendorf und dann an die Universität Göttingen, wo er auch (über Augustin) promoviert wurde, und im Gefolge von Lehrern wie Ernst Wolf und Hans-Joachim Iwand, die die Tradition der Bekennenden Kirche wissenschaftlich wie politisch und kirchenpolitisch bewahrten und bewährten, beteiligte er sich am Wirken der Gesamtdeutschen Volkspartei Gustav Heinemanns. In die DDR zurückgekehrt, wurde er erst Pfarrer im Freibergischen, dann Dozent am Katechetischen Oberseminar in Naumburg und schließlich am Ostberliner Sprachenkonvikt, also an zwei der drei Kirchlichen Hochschulen. Zu seiner stark an systematischer Theologie orientierten kirchengeschichtlichen Schau, die indes die detaillierte Erforschung der geschichtlichen Tatsachen (etwa in seinem fulminanten Artikel über Magdeburg in der Theologischen Realenzyklopädie) einschloß, definierte er Kirchengeschichte als Missionsgeschichte. »Ihr Inhalt ist die Art und Weise, wie die Wahrheit der Gotteserkenntnis des Glaubens in allen Zeiten und Räumen der Geschichte bezeugt wird.« Insofern stehe die Kirchengeschichte als Missionsgeschichte »in einem allgemein einsichtigen Zusammenhang mit der Religions- und Sozialgeschichte« und daher auch im Dialog mit säkularer Wissenschaft.¹²

Wir sehen, wie von hier aus sein wissenschaftliches Ethos in sein politisches mündet, sozusagen »kanalisiert« durch das Erbe des Widerstands gegen das NS-Regime, das für Ullmann vor allem in den weiträumigen Auseinandersetzungen des Kreisauer Kreises lebendig war. Es waren die Dokumente des Kreisauer Kreises, die für ihn die Brücke vom Transformationsprozeß von 1945 zu dem von 1989 schlugen und an denen er festhielt, als die Entwicklung in Deutschland und Europa eine Richtung nahm, von der er meinte, sie führe nicht in die von sozialer Gerechtigkeit.¹³

Die Besichtigung von Autobiographien und analoger Texte hat wohl deutlich machen können, welche Relevanz der »andere Transformationsprozeß« vor 60 Jahren objektiv und subjektiv gehabt hat – und dies nicht ohne Auswirkungen auf den Transformationsprozeß um und nach 1989/90.

12 Wolfgang Ullmann: Kirchengeschichte oder Christentumsgeschichte? Ein Diskussionsbeitrag, in: Joachim Rogge und Gottfried Schille (Hg.): Theologische Versuche XII, Berlin 1981, S. 115-133.

13 Im Frühjahr 1989 lud Ullmann einen kleinen Kreis seiner Freunde aus der Bürgerbewegung sowie – aus dem »offiziellen« Bereich – den Verfasser ein, um eine »Kreisau-Initiative« zu begründen, dies in doppelter Weise: Aufnahme des politisch-geistigen Erbes der Kreisauer und (schon damals in Abstimmung mit den nonkonformistischen Katholischen Klubs in Polen, zumal in Wrocław) zum Wiederaufbau in Kreisau. Was zu diesem Zeitpunkt utopisch zu sein schien (zumal der Wiederaufbau), war es ein reichliches halbes Jahr später schon nicht mehr.